

e gesellschaftlicher Verhältnisse“⁵⁸ und Mitgestaltende dieser Verhältnisse – kurz sagt: auf die „Reziprozität der materiellen Kultur“⁵⁹. Die Analyse materieller Kultur bildet damit nicht einen „exakt abgrenzbaren Gegenstandsbereich“, sondern eine **respektive auf Kultur**“⁶⁰, wie Gudrun König immer wieder betont hat: In dieser Argumentation für den Wert der Betrachtung der Dinge zur Erklärung gesellschaftlicher und kultureller Phänomene und Prozesse stecken große Übereinstimmungen Positionen der Material Culture Studies, denn, wie Daniel Miller einmal formuliert, „material culture is often the concrete means by which the contradictions held in general concepts such as the domestic or the global“ – man könnte viele andere ergänzen – „are in practice resolved in everyday life.“⁶¹ Die gegenständsnäheren Bedingungen der Beschäftigung mit den Dingen in der Volkskunde und ihren Nachfolgebereichen lassen sich – freilich um die erläuterten Perspektiven erweitert – mit den spezifischen Aufmerksamkeit für unterschiedliche Facetten der Materialität der Dinge in diesem Sinne nutzen, um noch differenziertere Zugänge zu erhalten.

Versuch über den Kaffeelöffel, in dem sich das Antlitz der Kultur spiegelt*

Stofflichkeit bei Sigfried Giedion und Bruno Latour im Lichte der volkswissenschaftlichen Sachkulturforschung

Johanna Rolshoven

„In Wahrheit aber sind alle Dinge Konkretionen eines Milieus und lebt jede explizite Wahrnehmung eines Dinges von der vorgängigen Kommunikation mit einer bestimmten Atmosphäre.“

Prolog

Der Titel dieses Beitrags, ich gebe es gleich zu, ist der Vorwand für eine Gegenstandsbeschreibung, auf die sich im Folgenden mein Blick subjektiv und exemplarisch richtet. Die im Titel genannten Herren sind als fachfremde Gäste dazu geladen, mir dabei behilflich zu sein.

Welcher Stellenwert kommt der Stofflichkeit in der Kulturanalyse zu? An welche Referenzen und Fachtraditionen kann die empirische Kulturwissenschaft Volkskunde anknüpfen und: Wohin geht die Reise? Diesen Fragen soll gegenstandsübergreifend nachgespürt werden, unweigerlich rahmen sie das zentrale Erkenntnisinteresse: die Frage nach dem Aufschluss der Dinge über die Kultur?

Eine Hintergrundmelodie des Zeitthemas Stofflichkeit, das die Auseinandersetzung apostrophiert, ist zweifelsohne das Interesse der Gegenwart am Konkreten. In welchem Zusammenhang steht es mit den zeitgenössischen gesellschaftlichen Transformationsprozessen?

Die Bedeutsamkeit des Konkreten äußert sich in vielen Bereichen. Sie kann als eine Art des „zurück zu den Sachen selbst“¹ beobachtet werden, die derzeit an vielen Orten der wissenschaftlichen Produktion gepflegt wird. Die materielle (Waren)Kultur erlebt allgemein große Wertschätzung. Das muss uns als BewohnerInnen einer fortgeschrittenen kapitalistischen Warengesellschaft nicht verwundern. Nicht nur das Interesse an der Warenqualität nimmt wieder zu, sondern auch, ganz allgemein, das Interesse am Qualitativen. Das Konkrete, Einzelne, Erkennbare, Naheliegende, die vor noch nicht allzu langer Zeit dem pauschalen Verhaltensverdacht des Unwesentlichen, sprich Unwissenschaftlichen, anheimgefallen waren, sind wieder hoffähig. Konsequenterweise werden qualita-

* Der Beitrag geht auf einen 2010 in Eisenstadt gehaltenen Vortrag zurück.

¹ Maurice Merleau-Ponty: Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin 1966 [Paris 1945], 371.

² So die Formulierung von Edmund Husserl in: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänome-

Methoden in den Sozialwissenschaften rehabilitiert oder sind auf dem Weg dahin? Jrafische Ansätze, ein weiteres Beispiel des „Stofflichen“, kommen sowohl in all-weltlichen als auch in wissenschaftlichen Zusammenhängen wieder vermehrt zum . Das Interesse am Menschen, am Sichbarmachen der kulturellen Akteure wächst zahlreicher sie sind, die Menschen an ihren Lebensorten, desto weniger können einander kennen. Ein scheinbarer Nebenschauplatz dieser Entwicklung, sticht zu- erst in Gestalt der medialen Illustrationspraxis ins Auge: Immer häufiger treffen wir Porträts, auf Menschengesichter (s. Abb. 1). Sie reichen in ganz unterschiedliche rike: etwa die knoppsche Augenzengehistorie im Fernsehen, die aktuellen EGO- ws oder auch Plakate und Flyer in der partizipativen Stadtentwicklung. Das Bild sint eine neue Rolle in der Wiedergewinnung von sogenannter Bürger/innen/nähe- spielen, sei es in Kunst- und Ausstellungskontexten und weiteren vielfältigen Zu- menhängen der medialen Gestaltung.



Abb. 1
„Les Marseillais“, Die Einwohner von Marseille
[Photo eines Plakates in Marseille, JR 2010]

Jeßlich begegnet uns das Stoffliche im Design, als Kultobjekt, als singuläres und entifiziert erkennbares Ding. Emblematisch ist die millionenfach kopierte Hand- he, auf deren materialer Oberfläche sich die Initiaten des Herstellers einschreiben massenhaft verbreiten. Hier greifen materielle und immaterielle Stofflichkeit als ker des Warencharakters kultureller Erscheinungen ineinander. ie unvollständige Aufzählung illustriert vorläufig das zeitgenössische Interesse ler Stofflichkeit. Das neue und legitime wissenschaftliche Interesse am Konkreten s aber noch grundlegender abgeklopft werden, denn es gilt: epistemologisch zu rscheiden: zwischen der Idee der Sache, ihrer phänomenologischen Stofflichkeit,

empirisch dafür ist die sich abzeichnende neue Methodenpolitik der nationalen Soziologiefach-

das heißt den „Sachen selbst“, sowie der materialen und substantiellen Stofflichkeit. In diesem Sinne wende ich mich zunächst, noch vor den Dingen selbst, dem Verhältnis von Stofflichkeit und Wissenschaft zu.

Stofflichkeit und Wissenschaft

Die Sozialwissenschaften, sagt der Techniksociologe Arno Bammé, haben sich „in ih- rem Begriffs- und Aussagesystem von der Realität, auf die sie sich letztlich beziehen, gelöst“⁴. Ein solcher historischer Prozess konnte sich vollziehen, weil die Wissenschaft vier Dimensionen der Wirklichkeitsbetrachtung hinter sich gelassen habe: nämlich das Mündliche, das Besondere, das Lokale und das Zeitgebundene⁵. Ich ergänze diesen Ka- talog um das Stoffliche.

Die mit dem Interesse am Konkreten anhebende Gegenbewegung bezeichnet Bammé interessanterweise als „Rückkehr der Wissenschaft in die Gesellschaft“⁶. Sie bedeutet also die Rückkehr – ich schränke vorsichtshalber ein: der Sozialwissenschaften – zum Mündlichen, zum Besonderen, zum Lokalen, zum Zeitgebundenen⁷ und, zum Stofflichen. Mit diesem Befund sieht sich die Volkskunde fraglos als Schlüsselwissenschaft des 20. Jahrhunderts positioniert. Denn ihr wissenschaftliches Feld wird von den genannten Di- mensionen abgesteckt. Als passionierte Spezialistin von Restgrößen ist die Volkskundlerin von dem neuen Staunen über das Anfassbare, das Authentische, das Gesicht, den Men- schen selbst nicht wirklich hingerissen, denn sie erl haben sich ja nie wirklich vom Konkreten entfernt. Darin liegt das Unverwechselbare des Faches, das zugleich sein Stig- ma und, fachhistorisch, auch seine Krux ist. Die Kulturwissenschaft Volkskunde setzt seit ihren Anfängen am Stoff im Sinne der sichtbaren, greifbaren Materialität der Kultur an. Heute, in der späten Moderne, erlaubt es der Volkskunde, ihre Routine im Umgang mit Sachen mit Hilfe ihres über Jahrzehnte erworbenen methodologischen Instrumentari- ums, die Bedeutungen kultureller Erscheinungen in immer komplexeren Zusammen- hängen aufzuzeigen und den Dingen das ihnen zustehende Gewicht in der Kultur zu- zumessen. Darum ist diese allgemeine Rückkehr zur Stofflichkeit der Kultur für die Volkskunde, gemessen an der früheren Auseinandersetzung mit Sachen und mit Sach- lichem, auf den ersten Blick zumindest, ein Gemeinplatz. Wissenschaftsforschung und Sachkulturforßchung, so können wir zwar nicht überrascht, aber immer wieder stau- nend feststellen, stehen in einem engen und aufschlussreichen Zusammenhang⁸.

Dieser Zusammenhang soll nun subjektiviert und am Beispiel einer ganz persönli- chen Begegnung mit zwei Möbelstücken entwickelt werden. Beide befinden sich in den Räumlichkeiten unserer Wissenschaft: an der Universität. Sie sind Stoff als Möbel und Ding und zugleich Stoff der Wissenschaft, die wir treiben. Lassen wir uns bei dieser Betrachtung von zwei renommierten Persönlichkeiten helfen, die auch Reibungsfläche

⁴ Arno Bammé: Wissenschaft im Wandel, Bruno Latour als Symptom, Marburg 2008, 7.

⁵ Bammé ebd. in Anlehnung an Toulmin, Stephen: Kosmopolis. Die unerklärten Aufgaben der Moderne, Frankfurt a.M. 1994, 60–64.

⁶ Bammé ebd. S. 71–72.

1 – also ein ganz normaler Interpretationsversuch. Es handelt sich zum einen um Franzosen Bruno Latour, ein „mehrhäusiger“ Wissenschaftler, und zum anderen um Giedion, ebenfalls „mehrhäusiger“ Fachzugehörigkeit, zudem von uneindeutiger Nationalität. Bei beiden sind Faszination am Stofflichen und das Staunen über das rezele groß. Ich möchte sie kurz einführen.

ur und Giedion

2 Latour (*1947) ist ein Zeitgenosse, er drängt sich auf⁹. Seine Bücher sind nicht zu lesen. Man benötigt Übersetzungshilfen, wie das bei manchen großen Denkern all ist: „Luhmann leicht gemacht“¹⁰, Adorno für Einsteiger¹, oder auch „Bourdieu historiker“¹². Es gibt einen Markt der Exegesen, der uns hilft, richtig zu verstehen, n wird Wissenschaft stofflich.

3r bezeichnet sich selbst als „Liebhaber der Wissenschaften“ und als „empirischen sophen“¹³. Ursprünglich kommt er aus der französischen Anthropologie, wie sich ankreuzt die Ethnologie Lévi-Strausscher Prägung nennt. Er arbeitet und posiert sich heute im institutionellen Umfeld der Technikanthropologie und der Wissensforschung: zu „seinen“ homelands, der Technikanthropologie, die ihm doch so liegt, hält er Distanz und ruft mit ihr sehr engagiert Hühnen¹⁴. Mit viel eigenlichem Engagement und Selbststilisierung schreibt er gegen den Dualismus von r und Kultur an; er nennt dies, verkürzt gesagt, „symmetrische Anthropologie“¹⁵ neint damit, wenn ich mich nicht irre, fast dasselbe, was wir als die Anthropologie igen Gesellschaft bezeichnen. Latour hat in manchen Kreisen Kultstatus und – teressantes Phänomen – seine Konjunktur ist in einem konkreten Angebot auf dem rmarkt begründet: dem gebrauchsfertigen Paket einer Akteur-Netzwerk-Theo- bgekürzt ANT, das viele, auch Absolventinnen unseres Faches, erwerben möchten. Luinsistenz seiner Ansätze, mit denen er einen sachkulturellen Funktionalismus inler animistischen Konnotation vertritt, ließe sich sehr verkürzt so darstellen:

ein wenig polemische Behandlung Latours verglichen mit Giedion mag eine Reaktion auf dieses drängen sein,

rgot Berghaus: Luhmann leicht gemacht: Eine Einführung in die Systemtheorie. Wien 2. Aufl., vgl. urdeu für Dummiess: <http://www.roxomatic.de/220/bourdieu-fuer-dummiess> [Zugriff: 1.2.2011];
4. <http://www.fr-online.de/regionen/sentfienberg/Adorno-fuer-Anfaenger;art1056329497> [Zugriff: 2011]

5: http://www.historicum.net/themen/Klassiker-der-geeschichtswissenschaft/a-z/art/Bourdieu_Pierre
6/Artikel/2529/ca/9a4b93e167/ [Zugriff: 29.10.2010], n.b. Bourdieu als Klassiker der Geschichtswissenschaften!
7mo Latour: Der Berliner Schlüssel: Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften. Berlin 16 (Paris 1993).

8. der etwas seltsame «Brief an meinen Freund Pierrre», den Latour an die Redaktion der Ethnologie française mit der Bitte um Abdruck geschickt hatte; Bruno Latour: *Lettre à mon ami Pierrre*, gemeint ist der frz. Technikanthropologe Pierre Lemonnier, JfR sur l'anthropologie symétrique. Ethnologie française 1, XXVI, 1996: Culture matérielle et modernité. Eds. Christian Bromberger, www.certera.fr/9797. Darauf war man im Grunde einverstanden, aber die Verantwortung ist mir

Dem, was zwischen Menschen und Dingen passiert, dem Hybriden, das sich nicht anfassen lässt, wird eine Stimme in der Wissenschaft verliehen. Das ist ohne Zweifel ein fundamentales Anliegen für Wissenschaft und Gesellschaft.

Der zweite Gewährsmann, Sigfried Giedion (1888–1968), ist im Vergleich zu Latour kein Zeitgenosse, er drängt sich nicht mehr auf; Giedion ist ein einfach zu lesender Wissenschaftler. Dass er vergessen wurde, hat mit dem Abreißen des Fadens zwischen erster Jahrhunderthälfte und Nachkriegsmoderne zu tun, jenes Fadens, mit dem die europäische und „international gebundene“¹⁶ Intelligenzija, die zwischen 1933 und 1945 aller Bürgerrechte und intellektuellen Legitimitäten beraubt worden ist, das gesellschaftliche Wissen hätte weiterspinnen können.

Giedion war Ingenieur und Kunsthistoriker. Von den 1930er bis 1950er Jahren war er als herausragender Protagonist in der Formierung der Architekturmoderne bekannt. Zu seinen vielfältigen Kompetenzen und Aktivitäten gibt es noch unendlich viel zu entdecken und zu erschliessen. Hans Magnus Enzensberger hat über ihn geschrieben: „Stattdessen seine kunsthistorischen Kenntnisse [...] in die Seminare zu tragen, erweiterte er sie in den Ateiers der Surrealisten.“¹⁷ Er war Forscher und Unternehmer, Techniker und Journalist, Organisator und Historiker, Reporter und Archäologe zugleich. Seine Tätigkeit muss die Professoren seiner Zeit gründlich erschreckt haben: denn sie bedrohte ihre heiligsten Grundsätze.¹⁸

Aus heutiger Sicht war Giedion eine schillernde Allrounderfigur, die das moderne Design ebenso geprägt hat wie die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Wohnen im Rahmen der Architekt/innenausbildung. Er pendelte in den 1950er Jahren zwischen der Universität Harvard und der ETH Zürich, wo ihn Lehraufträge beschäftigten; der professorale Etablierung in einer gesicherten Position war ihm als Jude auch nach dem Krieg an keinem der beiden Orte möglich, auch wenn beide Institutionen sich heute rühmen, dass er Teil ihrer renommierten Geschichte gewesen sei.¹⁹ Giedions Jahrhundertwerk ist die „Herrschaft der Mechanisierung“²⁰. Als Brücke zwischen Ingenieurs- und Kulturwissenschaft ist der dicke und heute als prächtiges Buch neu aufgelegte Band ein grossartiges Werk, das die „anonyme Geschichte“ der Mechanisierung erhalten will.²⁰ Das duale System von Natur- und Kulturwissenschaft, das er dank seiner Ausbildung in sich trug, war Stachel und Stoff seiner lebenslangen Auseinandersetzung. Wir haben damit mindestens zwei Momente vereint, die beide Gewährsmänner, Latour und Giedion, teilen.

¹⁶ Vgl. Walter Hasenclever: Prosa, Bd. 5, Ausgewählte Werke in fünf Bänden, Hg. Bert Kastles, Marbach 2004 [1939], 69.

¹⁷ Zitiert in Henning Ritter: Die Schicksalslinie der Erscheinungen, Vorwort zu Sigfried Giedion: Die Herrschaft der Mechanisierung, Hamburg 1994 [Berlin 1982; Oxford 1948], VII–XXVI, hier: IX, XI.

¹⁸ Diese Behauptung (sie ist mutig, denn ich kann noch) keine schriftlichen Indizien dafür anbringen), beruht auf den Aussagen eines Schweizer Architekten und Giedion-Schülers, mit dem ich 2007 in Zürich ein lebensgeschichtliches Interview geführt habe.

¹⁹ Giedion (wie Anm. 17).

e Dinge sprechen zu uns

nächst will die Geschichte meiner Begegnungen mit Möbelstücken der besonderen erzählt sein, denn sie ist der Impuls dieser Auseinandersetzung mit Stofflichkeit. ngen wohnt das Vermögen inne, uns anzusprechen.²³ Obwohl stationär, können sie nem unvermutet auf halbem Weg entgegen kommen?²⁴ So geschah es mit dem ersten belstück, von dem ich berichte, einem aus den 1980er Jahren stammenden weißen, ca zwei Meter hohen Resopalschrank mit zwei verschließbaren Türen (s. Abb. 2). Die n Schrank kannte ich als Studentin des Marburger Instituts für Europäische Ethno- gie vor zwanzig Jahren. Als ich ihm vor drei Jahren als Gastdozentin wieder begegne i, hat mich sein Anblick erschreckt.

is zweite Möbelstück ist eine bemalte Truhe aus Österreich, die ich in meiner regi- alkulturellen Unwissenheit als Hochzeitsruhe interpretiere, weil sie alt und reich- malt ist (s. Abb. 3). Ich bin ihr bei Dienstantritt 2009 in Graz in meinem jetzigen Ar- itszimmer begegnet – sie war schon da und hat gewissermaßen auf mich gewartet. - Anblick – genauer: der ihrer Rückseite – hat mich in Erstaunen versetzt und zugleich tztückt: Diese Rückseite besteht nämlich aus einem vermutlich in der 1960er Jahre ofan in die Truhe hinein gezimerten Schreibtisch (s. Abb. 4). Damit wird sie für mich s außen stehende Betrachterin zur Antithese des Marburger Schrankes.



b. 2: Der weiße Resopalschrank in Marburg (Foto: Claus-Marco Dieterich 2011)

b. 3: Die schöne Truhe in Graz (Foto: Justin Winkler 2010)

b. 4: Die Truhe verkehrt: ein Schreibtisch (Foto: Justin Winkler 2010)

1 habe versucht, der Nutzungsgeschichte beider Möbelstücke zu folgen. Meine er- hreckende Begegnung mit dem Resopalschrank kann ich hier in aller Kürze schildern. i der Truhe bin ich noch nicht recht vorangekommen, da ihre Historie vom eigentlichen ema ablenkt und in die Kulturgeschichte der Grazer Ordinarienuniversität entführt dies zu verfolgen würde hier zu weit führen und ist Stoff für ein eigenes Buch. Wich- er erscheint es, hier zu fragen, was es mit solchen Dingbegegnungen auf sich hat. n Gegenstand kann einen anspringen: Kennen wir nicht die „Responsivität“, den „Auf-

forderungscharakter“ der Dinge²⁵, als Museumsbesucherin, als Flohmarktgänger, als KonsumentIn auf Shoppingtour oder als Erbe? Dinge können uns zart berühren – mit ei- ner Erinnerung, einer Anmutung oder einer Menge anderer „atmosphärischer“ Regungen, die wir in der Regel nicht ausdrücken, über die wir kaum sprechen. Dinge können uns aber auch, ungeschaltet ihrer Oberflächentextur, kalt lassen, sogar abstoßen – und sie können eigenwillig sein, sie lösen in uns etwas aus, es wohnt ihnen ein epistemischer Charakter inne²⁶, eine Verweiskraft auf etwas ausserhalb seiner selbst und außerhalb von uns.

Das Ding als Epistem: Schrankgeschichte

Der Marburger Resopalschrank mit unscheinbarer weißer glatter Oberfläche steht unauffällig im Gemein- schaftsraum des Institutes. Er enthält alle notwendigen Utensilien für die Cafépause: Geschirr und Besteck, Teebeutel, Kaffeepulver, Tütensuppen, Servietten, Ge- würze, Zucker und Salz... (s. Abb. 5) Er ist nützlich, redlich, zurückhaltend, möchte man meinen, nichts Schlechtes könnte man ihm nachsagen. Warum bin ich bei seinem Anblick trotzdem erschrocken? Weil ich ihn kaum wiedererkannte. Ich hatte ihn anders gekannt, von zentraler Bedeutung, auffällig und anstößig: Unter dem Namen „Frauensschrank“ hat er in den 1980er Jahren am Marburger Institut eine wichtige Rolle gespielt²⁷. Hier hatte sich Anfang der 1980er Jahre eine Frauenfor- schungsgruppe gebildet, die Raum für ihre inhaltliche Arbeit, Ressourcen und Partizipation beanspruchte und fachpolitische Ziele formulierte. Nach einigen Ause- andersetzungen wurde ihr schließlich ein Versammlungsraum zuge- standen und, als Notlösung, die Anschaffung eines verschließbaren Schrankes.



Abb. 5 Die materielle Grundlage

der Cafépause (Foto: Claus- Marco Dieterich 2011)

Diese professionelle betriebliche und wissenschaftlich legitime Identität des Schran- kes musste verteidigt werden: er/sie war stets unterschwellig in der Defensive. Der Schrank erregte Anstoß. Die männlichen Kollegen rätselfelten und witzelten über seine Inhalte, er blieb sperrig und erhielt Mahmalstfunktion. Denn er stand – so interpretiere ich im Nachhinein – für die politischen Forderungen der Frauengruppe nach Repräsen- tanz im wissenschaftlichen Raum.

²³ Vgl. Thomas Düll: Material Culture – zur Neubestimmung eines zentralen Aufgaben- und Lernfelds für die Angewandte Kulturwissenschaft, 12. In: http://www.uni-magdeburg.de/didaktik/cms/upload/cont_content_1219879742/Date/Habil_Schlussvortrag_MC.pdf (Zugriff: 10.2.2011)

²⁴ Gottfried Korf: Stehen Fragen zu den Alltagsdingen. In: Gudrun M. König (Hrsg.): Alltagsdinge. Erkun- dungen der materiellen Kultur. Tübingen 2015, 79-87, hier: 81

Geschlecht verdankt der Schrank seinen Nutzungszusammenhängen, welche Ierum in den zeitgenössischen gesellschaftlichen Kontext eingebettet war. Die- zeugte von Hoffnung und Aufbruch, von einer geschlechtergerechten Gesellschaft, kanke Frauenpersönlichkeiten prägten damals die Marburger Universität – heute en wir, dass sie allesamt Pionierinnen waren, in ihren Fächern ebenso wie in den jemischen Strukturen. Es war die Zeit der ersten Fraueninitiativen, Frauenbiblio- en, Frauenförderpläne; es entstanden eigene Räume, Bewusstseins-, Methodologien, temologien, kurz: Es war der Beginn der Genderforschung.

Schrank steht heute für diejenigen, die ihn damals kannten, für einen Zeitausschnitt, in Geflecht aus Personen, Intentionen, Ereignissen, Handlungen und Strukturen an m Ort. Er markiert ein Stück Instituts-geschichte und offenbart dessen Textur von - und anderen Veranstaltungen, Arbeitsgruppen, Fachvertreterinnen, DozentInnen Studierendenden, die heute längst AbsolventInnen mit je eigenen und eigenwilligen Le- sverläufen sind. Er bzw. sie (auch Latour vergräbt ängstlich) erweise das Geschlecht Jngel stehen nicht für das Übliche konventioneller Wissenschaftsgeschichtsschrei- j: die Strukturgeschichte der Institution mit grossen Namen, Buchtiteln, Ansätzen, ulen“, sondern für das Nahe, den Alltag.

wissenschaftliche Alltag ist eine vernachlässigte Kategorie. Wissenschaft als Pro- ionszusammenhang verschwindet mit ihren Akteurinnen. Betritt man dagegen den luktionsort von Wissenschaft und befragt nicht nur Akteure, sondern lässt Sach- jinnen zu Wort kommen, dann werden Bedeutungen greifbar, ja sogar handgreiflich. ur sagt, dass menschliche Akteurinnen und nicht-menschliche Wesen, die er als nten bezeichnet, miteinander „Assoziationen“ eingehen, die wiederum zurückwir- und Mensch und Ding verändern, sogar Strukturen transformieren.²⁹

er grundlegende Prozess, den auch die Sachkulturforschung postuliert, gilt ebenso die Gegenstände des Wissenschaftshausaltens: er gilt ebenso für jeden privaten shalt und er hat für jedes Museum Gültigkeit: Sie bergen sowohl das, was man eigit, als auch das, was man nicht herzeigt, das Exponierte und das in Laden und -änken des Fundus Verborgene.

die Historie verschwinden diese Nebensachen und die ihnen anhaftenden Ge- chten, die ihre „Beseelung“ ausmachen?³⁰ Es verschwindet, wie in den Urlands-For- en, das nicht ins Bild Passende, das Undenkbare und das Verlorene. Mehr noch: erschwindet der institutionelle und kooperative Alltagskontext, der aus Dingen, dlungen, Worten besteht, aus Personen auf der Hinterbühne: MitarbeiterInnen, ienabrecherInnen, Gästen und Zaungästen... aus Emotionen, Geschichten, Fo- afien. Es verschwindet der Zusammenhang zwischen institutioneller Alltags- ung und wissenschaftlicher Erkenntnis.³¹ Von langer Dauer bleibt dagegen stets

L Bruno Latour: „Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie.“ Frankfurt a.M., 2001, u. a. 3-110.

ri-Sigmund Kramer: „Dingbedeutung“. Zur Geschichte des Begriffs und seines Inhalts. In: rmann Maue (Hg.): „Realität und Bedeutung der Dinge im zeitlichen Wandel.“ Weisbaden: ihre Ge- altung und ihre Funktion. In: „Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums.“ Nürnberg 1995, 22-

das Zurechtrückte: die Repräsentation, die Doxa des Denkkollektivs³², die Historie. Halten wir uns einfach an die Stofflichkeit als Konstante aller Dingbedeutung³³ in dem vorliegenden Fall des „Frauenschranks“, dann können wir darin die *Memorie* lesen. Für sich genommen ist sie hier weniger interessant; bedeutsamer ist aber der Effekt der Transformation: Unser heroischer Frauenschrank von damals, der für so viel Erfrohtenes und für Veränderung steht, muss als der banale Küchenschrank enden, als der er hergestellt worden war...³⁴

Wie verkraftet wir das? Muss ich und mit mir meine Kolleginnen von damals die Schranktransformation – nach Jahren des Aufbruchs in die Institution – als Rückzug der wissenschaftlichen Frau in den häuslichen Bereich deuten? Sind das Ding und seine Botschaft dieser Bedeutung mächtig? Nein, nicht wirklich! Und zwar aus zwei Gründen: Zum einen ist da die beruhigende Botschaft der Grazer Truhe, die sich von der traditi- nellen Hochzeitsruhe zum originellen Schreibstisch gemauert hat – eine für die Truhe zweifellos schmerzhaft Transformierte. Aber sie hat mit ihrer Verwandlung in die - rolenemanzipatorisch – umgekehrte Richtung in der *longue durée* die besseren Karten als der Resopalschrank, denn sie ist langlebiger stabiler. Sie wurde geschaffen, um zu dauern! Ihre stoffliche Substanz, die warme Haut des schönen alten Holzes, ist ebenso wenig willkürlich wie es das sprachliche Zeichen ist.

Zum andern lehrt uns die Sachkulturforschung, dass es ein- und derselbe Schrank ist. Der Wechsel der Repräsentation ändert an ihm zunächst nichts. Vergleichbare Ge- schichten gibt es zuhauf. Nur eine ganz wunderbare sei erzählt, bevor ein Fazit fällt wird. Gaston Bachelard, der große Phänomenologe der Schubladen und Schränke, er- wähnt sie in seiner „Poetik des Raumes“; er hat sie der Erzählung des provenzalischen Romaniers Henri Bosco entnommen.

Im Besitz von Herrn Benoit befindet sich ein Aktenschrank aus Eiche: „Jedes Mal wenn er an diesem massiven Möbelstück vorbeiging, betrachtete er es mit Wohlgefallen. Da wenigstens blieb alles fest und treu. Man sah, was man sah, man fasst an, was man anfasste. Die Breite drang nicht in die Höhe ein, und die Leere nicht ins Volle. Nichts, das hier nicht vorausgesehen, kalkuliert war, aus Zweckmässigkeitsgründen [...] Und welches wunderbare Werkzeug! Es eignete sich zu allem. Es war ein Gedächtnis, es war eine Intelligenz. Nicht das geringste Schwimmende oder Flüchtige in diesem wohl- gezimmerten Kubus. Was man einmal [...] hineintat, konnte man immer gleich wieder finden [...] Achtundvierzig Schubladen! Darin lässt sich eine ganze wohlgeordnete Welt positiven Wissens unterbringen. [...] Die Schublade“, sagte er manchmal, „ist die Grundlage des menschlichen Geistes.“ „Eines Tages aber zieht Herr Benoit eine Schub- lade seines „erhabenen Schrankes“ auf und entdeckt, „dass die Magd darin Mostsch und Salz, Reis, Kaffee, Erbsen und Linsen eingeordnet hat. Das denkende Möbelstück war zu einem Speiseschrank geworden.“³¹

ger (Hg.): „Kontinuität, Wandel.“ Wien 2002, 209-234; hier: 215.

³² Im Sinne der *doxa als das facti knowledge* des wissenschaftlichen Feldes. Vgl. Pierre Bourdieu: „Questions de sociologie.“ Paris 1984, 83. Ludwik Fleck: „Entstehung und Entwicklung einer wissen- schaftlichen Tatsache.“ Frankfurt a.M. 1980 (1925). Michael Polanyi: „The Tacit Dimension.“ Chicago

werden verstehen, liebe Leserin, lieber Leser, dass das Erschrecken, das Herrnjit beim Aufziehen der Schublade befiehl, dem meinen im Anblick des Marburgerhirnschrankes nahe kommt.

darf behaupten, das liege in der Natur der Sache, denn Möbel seien ja bewegliche r, die gesellschaftsdynamischen Anpassungsprozessen unterliegen.³² Ohne diese kle „würden unserem inneren Leben die äusseren Modelle der Innerlichkeit fehl- Gleich uns, durch uns, für uns haben sie eine Innerlichkeit.“³³ Zugleich sind sie Werkzeuge und Gegenstände „Ausdruck grundsätzlicher Einstellungen zur Welt, e Einstellungen bestimmen die Richtung, in der gedacht und gehandelt wird.“³⁴ dem Erschrecken also die Einsicht: Der Schrank ist gesellschaftlich und damit delbar. Selbst in seiner Stofflichkeit ist er ein Fragment; sein Sinn ergibt sich al- aus einer Zeit-Raum-Konstellation.

Erkenntnis: Die Dynamik der Dinge

sind nun Dinge? Welche Dimensionen wohnen ihrer Stofflichkeit inne? Dinge sind t allein Funktion und Zeitgeschmack geschuldete Form, sondern Material mit lich wahrnehmbaren, spürbaren Eigenschaften, die zugleich physikalische Eigen- iften bezeichnen.

rschneit durchaus wichtig, danach zu fragen, welche Begriffe uns überhaupt zur üngung stehen, um zu bezeichnen, was zwischen Menschen und Sachen passiert. en wir es mit Subjektivationen oder Objektivationen der Kultur zu tun? Sollen wir Dinge als „beseelt“ bezeichnen³⁵, als von einer „assoziativen Wolke“ umgeben³⁶, sie „Aktanten“ oder „nicht-menschliche Wesen“³⁷, „Episteme“ oder „Simpotenti-³⁸, Semiphoren³⁹, gar Hybride⁴⁰? Die Begriffe sind in diesem Fall nicht nur wissen- ftliche Ansichtssache, sondern sie nutzen erst, wenn sie auf Sach-Geschichten ygen werden: die Dinge und die Theoreme ihrer Er-Fassung erschließen ihre Wirk- keit erst durch Hinschauen und Zuhören.

³⁵ Volkskundemuseum sollte im Grunde, wie dies in Graz der Fall ist, ein Erzähl- beherbergen, in dem Worte, Geschichten, Gesten, Empfindungen, Erfahrungen

³² Jumes, Frankfurt 1992|Paris 1957], 93.

³³ Giedion (wie Anm. 17), 304.

³⁴ Schelard (wie Anm. 30), 94.

³⁵ ektion (wie Anm. 17), 20.

³⁶ L. Kramer (wie Anm. 22), 99-100: Latour unterstellt da «Beseelung» der Dinge, wo er ihnen anthropomorphe» Eigenschaften zuschreibt, vgl. insbesondere Bruno Latour: Ein Türschliesser reikt. In: ders. (wie Anm. 13), 62-83; die Ausführungen erinnern – religionsethnologisch betrachtet an animistische Wissenschaftsauffassungen.

³⁷ mas Höfer: Gegenstände im dörflichen und städtischen Milieu. Zu einigen Grundfragen der ikroanalytischen Sachforschung. In: Günther Wiegelmann (Hrsg.): Gemeinde im Wandel. Volkskund- the Gemeindestudien in Europa. Münster 1979, 113-135; hier: 125.

³⁸ itour (wie Anm. 26).

³⁹ Knorr (wie Anm. 74) 41: erwies Gottfried Knorr, Nja Kunst dee Wahrtrauchs – und sonst nichts? In:

ausgedrückt, gesammelt und ausgelutscht werden; Erzählungen, die durch die Be- trachtung von Gegenständen entstehen, Allein Geschichten, Narrative sind es, welche die Spanne zwischen Gegenständen und ihren Effekten erhellen, Nicht nur das: Dinge vermitteln Kontext, wenn wir sie zu lesen vermögen. Kontext ist eine Angelegenheit der *Memorie*⁴¹ und AgentInnen der *Memorie* sind Menschen und Dinge gemeinsam, Sie transportieren Vergangenes in die Zukunft. Das ist unser kulturelles Erbe und Gegenstand der Volkskunde.

Die Bedeutung der Dinge auf der Ebene der *Historie* ist nicht minder. Es ist wichtig, stets auch diese strukturelle Dimension im Auge zu behalten; folgen wir hier Giedion und knüpfen damit am Ende an die eingangs angedeutete epistemische Verbindung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft an:

„In den Händen der Physiker“, schreibt er „mit der Entdeckung der Struktur und Wirkungsweise der Kräfte des Atomkerns, änderte sich die Auffassung über das Wesen der Materie und verlor ihren jenseitigen, transzendentalen Charakter. Der daraus fol- gende methodologische Wandel der modernen Physik hat Auswirkungen auf viele Be- reiche menschlichen Wissens gehabt und ist zum Ausgangspunkt für neue, abstrak- tere Theorien geworden. Die Physiker drangen bis ins Innerste der Materie vor, genau wie die Künstler. Die Dinge wurden transparent, und ihr Wesen wurde durch andere Methoden als die der rationalen Perspektive enthüllt.“⁴²

„Jahrhundertlang wurden unsere geistigen Fähigkeiten darauf gerichtet, von Objek- ten, Materie und experimenteller Forschung auszugehen. Vergleichbar der Bauweise von Stahlbrücken, die, mit einem Ende in der Luft schwebend, aus der Erde empow- wachsen, werden neue geistige Anschauungen Stück für Stück ohne das Gerüst philo- sophischer Systeme entstehen. Die Evolution, die sich von bloß materialistischen und mechanischen Vorstellungen entferrt, muss von der neugewonnenen Einsicht in die Natur der Materie und der Organismen ausgehen.“⁴³

Mit anderen Worten: das genauere Wissen über die Beschaffenheit der Dinge bis hi- nein in die unsichtbaren Strukturen hat unser Denken verändert und damit auch die Art und Weise wissenschaftlicher Betrachtung und Theoriebildung. Das ist Giedions Kerngedanke, der sich durch die „Herrschaft der Mechanisierung“ hindurch zieht und von ihm unter anderem an Möbelstücken, an den beruflichen Fertigkeiten eines Tape- zierers und anderen luziden Miniaturen exemplifiziert wird.

So betrachtet sind die Dinge die einzig verlässlichen InformantInnen zu den Unzu- verlässlichkeiten der Kultur wie denen der Wissenschaftsproduktion – hier können wir Latour recht geben. Dinge sind Sachzeugen, die stumm und ungefragt zugeschaut und Erinnerungen aufgenommen haben. Sie führen hin zu den „unsichtbaren Eigenheiten der Kultur“⁴⁴. Im Statischen ihrer Materialität verbirgt sich höchste Dynamik. Dem

⁴¹ An Utz Jeggles wichtigen Aufsatz muss immer wieder erinnert werden: Utz Jeggle: *Memorie* und *Historie*. Zur Arbeit des Erinnerns. In: Christian Giordano (Hrsg.): *Kultur anthropologisch*. Frankfurt a.M. 1989, 343-360.

⁴² Vgl. Giedion (wie Anm. 17), 772-773.

⁴³ Fnd 774.

„nicht auch Giedions Botschaft, die er uns <mit dem Kaffeelöffel vermittelt – je-
daffelöffel aus seinem wohl berühmtesten Zitat:

in einem Kaffeelöffel spiegelt sich die Sonne. In ihrer Gesamtheit haben die
eigenen Dinge [...] unsere Lebenshaltung bis in ihre Wurzeln erschüttert. [...]
tgsame Ausformung des täglichen Lebens ist ebenso wichtig wie die geschicht-
Explosionen, denn ihr Zündstoff hat sich im anonymen Leben aufgespeichert.“⁴⁵
mente von Dingen des Alltags“ genügen, sagt er, „um den Gehältsinhalt einer
e mitzuteilen“⁴⁶.

struktur, in Gestalt der Historie etwa, ist den Dingen immanent; sie macht ihre
bedeutsamkeit“ aus,⁴⁷ doch erst durch die Handlung wird sie in ihrer funda-
len Historizität erkennbar, erst durch Veränderung erhält sich Kontext. „The-
-in-motion illuminate their human and social context“: Wir müssen den Dingen
r, ihre Bedeutungen sind in ihre Form, in ihren Gebrauchsweisen und Trajekto-
len Lebenswegen, eingeschrieben“⁴⁸. Dinge in ihrer Stofflichkeit sind „Materia-
ie den Kulturprozess durchlaufen haben, die alltagskulturell instrumentalisiert
erationalisiert waren und in denen deshalb Leben inkorporiert ist.“⁴⁹

1 wir dem Frauenschrank eine Identität als <Aktantin> zugestehen, eine eige-
oraktivität“ und einen eigenen „Zeitgeist“, dann können wir uns in dieser Angele-
it auf die Sachkulturforforschung berufen, die namentlich von Gudrun König und
ied Kofft mit sicherer Hand stets neu an den Gegenwärtigen aufgerieben
ffrenziert wird. Die Volkskunde ist als Wissenschaft nahe an der Gesellschaft;
t, bildhaft gesprochen, das richtige Schuhwerk, um Giedion zu folgen und sich
htung eines überlegten und theoretischen Begriffs der Stofflichkeit weiter-
egen. Die Kenntnis der materialen Funktionsweisen der Dinge ist Vorausset-
ziner reflexiven kritischen Sachkulturwissenschaft. Mensch-Ding-Beziehungen
ysteme, in denen sich Bedeutungszuschreibungen „an Gestalt, Funktion und
ter Dinge“ heften“⁵⁰. Nur Dinge oder nur Diskurse reichen nicht. Erst miteinan-
rbinden und im Austausch eines deklarierten Erkenntnisinteresses mit einer
enden Passion sind sie wegweisend.

er Kultur auf ihrem Rücken geraten die Dinge zum Instrument der Kulturanalyse.“⁵¹

ion (wie Anm. 17), 19f.

19.

ner (wie Anm. 21); Gottfried Kofft: Ein paar Worte zur Dingbedeutsamkeit. In: Kieler Blätter für
skunde 32, 2000, 21–33.

n Appadurai: Introduction, commodities and the politics of value. In: idem (ed.), The social Life of
e Things, 1986, 3–63, hier 5.

Handhaben und Teilhaben: Dingpraktiken in der naturhistorischen Amateurwissenschaft, 1870–1930.

Tobias Scheidegger

Standort

In der naturinteressierten Publizistik des ausgehenden 19. Jahrhunderts – in Zeitschri-
ten von Alpenclubs, Pflanzenschutz-Vereinigungen, Naturforschenden Gesellschaften –
ist häufig von so genannten „Liebhäbern“ der Tier- und Pflanzenwelt die Rede. Je nach
Standpunkt werden dieselbigen beschrieben als idealistische Kenner und Erforscher
heimatlicher Naturpracht oder auch, mit zunehmendem Aufkommen des Naturschutz-
gedankens, als rücksichtlose Frevler an der Schöpfung. Mit gemischten Gefühlen wird
in einer Pflanzenschutz-Zeitschrift aus dem Jahre 1890 festgehalten, wie das Sammeln
von Blumen zu einem eigentlichen Volkssport herangewachsen sei:

„In früheren Jahren sah man nur selten einen Herrn mit einer Botanisirbüchse auf dem
Rücken die Gegend durchstreifen. Auch gemitte man sich, mit diesem ungewohnten An-
hängsel auszugehen und war jeweiligen froh, wenn man eine abgelegene Gegend erreicht
hatte, wo man den neugierigen Blicken der Menge entzogen war [...] Heute ist das ganz
[sic] anders geworden. Truppweise rücken die jungen Botaniker ins Feld. Das Publikum
ist längst an den Anblick der grünen Blechbüchsen so gewöhnt, dass es kaum mehr
darauf achtet; ja, jedes Kind trägt eine solche auf dem Rücken, wenn es am Sonntag mit
seinen Eltern einen Ausflug ins Freie macht [...]“

Diese Liebhaberei des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts als eigen-
ständige Form populärer Wissensproduktion ist für den deutschen Sprachraum bis an-
hin nicht eingehend aufgearbeitet worden. Eine gewisse Nähe zur Thematik weisen al-
lenfalls noch Untersuchungen zur Wissenschaftspopularisierung im besagten Zeitraum
auf. Mit ihrem Fokus auf popularisierende Publizistik und Rezeptionsweisen bilden sie
zwar gleichsam den intellektuellen Hintergrund des wissenschaftlichen Amateurrismus
ab, verfehlen aber zugleich einiges: vorab diejenigen Handlungsweisen, die über textu-
elle Praktiken hinausgehen?²

¹ Hiermannl Fischer-Sigwart: Beiträge zur Ausbreitung der Pflanzenschutzidee in der Schweiz. In:
Bulletin de l'Association pour la protection des plantes, Bd. 7, 1889, 11–16, hier: 11.

² Die diesbezüglich wegweisende Publikation *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert* von
Andreas W. Daum (München 1998), besticht zwar durch faktenreiche Darstellung des ideell-politi-
schen Rahmens sowie des publizistisch-institutionellen Umfeldes der Wissenschaftspopularisie-
rung und Amateurwesens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, lässt aber eine Darstellung
der konkreten Wissenschaftspraktiken der je individuellen Amateure vermissen. Ähnliches gilt für
Gartens Kreischmanns Untersuchung *Räume öffnen sich* (Berlin 2006), welcher mit seinem Fokus
auf naturhistorische Museen einen wichtigen Schauplatz der Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahr-